

Arbeit am Koran

Angelika Neuwirth

„Im Anfang war das Wort“ – wenn dieser Satz nicht als Motto über unserer Veranstaltung zum Reformationsjubiläum stände, müsste man annehmen, er sei auf den Islam gemünzt. Denn der Primat des Wortes, seine Vorrangstellung vor der empirischen Wirklichkeit, ist im Islam – anders als in den modernen westlichen Religionskulturen – immer noch weitestgehend unbestritten. Man könnte so weit gehen, in der noch-Gültigkeit bzw. schon- Infragestellung dieses Primats sogar den Wesensunterschied zwischen Islam und den modernen westlichen Religionsformen zu sehen. „Das Wort“, der göttlich gestiftete spirituelle Sinn der Wirklichkeit, ist im Islam noch immer als eine Art Membran wirksam, durch den hindurch die Welt zu sehen ist. – Wie ist „Im Anfang war das Wort“ in diesem Zusammenhang genau zu verstehen?

Mit „Wort“ ist bereits im Johannes-Prolog längst nicht mehr allein der Schöpfungsimperativ „es werde“ gemeint. Man darf hier „Wort“ umfassender verstehen: als die göttliche Kraft, die ähnlich wie die platonische Idee aus der empirischen Welt einen geistig-spirituellen Kosmos schafft. Diese Wirksamkeit des „Wortes“, seine Macht, die reale Welt zu „verzaubern“, sie einzubetten in ein primordiales Vorher und ein eschatologisches Nachher, in ein transzendentes Darüber und Darunter, und sie damit dem Zugriff des Menschen weitgehend zu entziehen, ist im Islam nur selten infrage gestellt worden. Ganz anders in der europäischen Neuzeit, wo diese Wirksamkeit des Wortes dem autonom gewordenen Menschen nicht mehr ganz geheuer ist. Der exemplarische Neuzeitmensch Doktor Faustus hat – wie Goethe-Leser sich erinnern – diese Wahrnehmung treffend auf den Punkt gebracht:

*„Geschrieben steht: „Im Anfang war das Wort!“.
Hier stock ich schon! Wer hilft mir weiter fort?
Ich kann das Wort so hoch unmöglich schätzen.
Ich muss es anders übersetzen, wenn ich vom Geiste recht erleuchtet bin.
Geschrieben steht: Im Anfang war der Sinn.
Bedenke wohl die erste Zeile, dass deine Feder sich nicht übereile.
Ist es der Sinn, der alles wirkt und schafft? Es sollte stehn: Im Anfang war die Kraft!
Doch, auch indem ich dieses niederschreibe, schon warnt mich was,
dass ich dabei nicht bleibe. Mir hilft der Geist!
Auf einmal seh ich Rat und schreib getrost: Im Anfang war die Tat!“.*

Das unverschleierte Fakt, nicht das spiritualisierende Wort, soll zählen. Warum ist diese neuzeitliche „Korrektur“ des Primats des Wortes im Islam so expressiv wie im Faust-Prolog zu keiner Zeit vorgenommen worden? Der Grund ist am ehesten in der besonderen Geschichte des Islam zu suchen, wo sich offensichtlich eine andere „Episteme“, ein anderes „Verhältnis zum Wissen“, herausgebildet hat. Der Islam (und voran der Koran) tritt im 7. Jahrhundert ja als Spätankömmling, gewissermaßen als „Seiteneinsteiger“ in die Religionsgeschichte ein. Die großen Ereignisse, die die Religionsstiftung der Juden und Christen erst angestoßen haben – die Kreuzigung Jesu und die Zerstörung des Tempels – sind bereits längst Geschichte, sie haben inzwischen einen neuen, transhistorischen Status erhalten, sind zu spirituellen „Zeichen“ geworden: die Kreuzigung ist Symbol des erlösenden Opfers schlechthin, die

Tempelzerstörung hat Jerusalem zu einem Ort sublimiert, an dem auf einer *axis mundi* Über- und Unterwelt, Anfang und Ende der Schöpfung konvergieren und der damit den Frommen eine spirituelle Annäherung an den himmlischen Tempel eröffnet. Eine nicht mehr literale, sondern typologische, oft auch allegorische Lektüre von Geschichte hat sich durchgesetzt. Der Koran wird also in eine Welt, geprägt von - vor allem christlich geprägter - spiritueller Hermeneutik hineingeboren. Angesichts der spirituellen Überwölbung der Wirklichkeit durch eine biblisch gefüllte Textwelt kann man für die bahnbrechenden mekkanischen Verkündigungen, d.h. die Teile des Koran, die auf die erste Hälfte der Verkündigung, 610-622, zurückgehen, von einer prophetischen „Verzauberung der Welt“ sprechen.

Aber nicht nur die großen spätantiken Ereignisse der Kreuzigung der Tempelzerstörung, werden neu verstanden, die gesamte Hebräische Bibel wird längst neu gelesen: nicht mehr Gott allein erschuf Himmel und Erde, sondern sein Wort ist mit daran beteiligt, dessen Präsenz geht sogar der materiellen Schöpfung voraus. Mit ihm, d.h. mit dem Logos oder mit der *sophia*, dem *memra*, zusammen erschuf Gott Himmel und Erde. Das ist die Wahrnehmung bereits der Targume, die sich im Johannes-Evangelium reflektiert und die sich auch im frühen Midrasch wiederfindet. Der Koran macht hier keine Ausnahme: In Q₅₅:1-4 heißt es:

„Der Barmherzige -
er verkündete das Wort (*qur'an*) -
er erschuf den Menschen -
er lehrte ihn die klare Sprache (*bayan*)“.

Diese Verse affirmieren zum einen die Macht des Wortes, das *neben* Gott steht, indem es der Schöpfung vorausgeht. Das Wort, *al-qur'an*, wird schon vor der Menschenschöpfung „gelehrt“, nämlich den Engeln nahegebracht - eine Vorstellung, die auch aus der kirchensyrischen Literatur vertraut ist. Das Wort ist präexistent und gewissermaßen ein „Hilfsmittel“ Gottes. Die Verse sind zum anderen aber auch eine Antwort auf die Sicht der beiden älteren Religionen. Denn bei ihnen ist, wie der Fortgang des Johannes-Evangeliums deutlich zeigt, das Wort zunächst „gescheitert“; in christlicher Sicht erreicht es die Menschen erst, als es in Christus inkarniert ist. Auch im Judentum, wo - als Antwort auf die christliche Hypostasierung des Wortes - nun nicht mehr der *memra*, „das Wort“, sondern die Torah Gottes Selbstvermittlung an die Welt „verkörpert“, hat diese Torah, wie die Klage-Reden der biblischen Propheten beweisen, immer wieder Absagen erhalten. Die Koranverse bringen nun das neue, *qur'an* genannte, Gotteswort ins Spiel. Dieses ist zwar nicht wie das Wort bei Johannes das eigentliche Schöpfungsmedium; es ist weniger mächtig, hat aber einen wichtigen Vorteil: es ist „annehmbar“. Denn die Verse erheben Anspruch darauf, ein Korrektiv zu bieten: Indem Gott den Menschen mit dem *bayan*, der klaren Sprache, gewissermaßen den Schlüssel zur Dekodierung des Wortes, des *qur'an*, mitgegeben hat, kann dieses Wort nicht mehr scheitern. (Es sollte hier betont werden, dass das Wort *qur'an* nicht etwa den später kanonisierten Kodex „Koran“ meint, sondern zum einen die göttliche „Vorlage“ für die mit der Verkündigung vorgetragene „Lesung“, wie auch diese Verkündigung selbst, also das „Wort“, bezeichnet).

Damit ist allerdings der „klaren Sprache“, der Sprache überhaupt, ein immenses Gewicht verliehen, das sie so im Judentum und Christentum nicht besitzt. Das koranische Wort entstammt einem bei Gott selbst bewahrten „Archiv“, der (einen)

„bewahrten Tafel“ oder der „verborgenen Schrift“. Es wird dem Propheten Muhammad, wie vorher auch seinen prophetischen Vorgängern, „eingegeben“, und zwar als nicht-verbale Botschaft, die nur kraft Prophetengabe in verbale Menschensprache übersetzt werden kann. Das geschieht in der Offenbarungsgeschichte immer von neuem. Doch hat dieser kontinuierliche Prozess, die *revelatio continua*, auch erkennbare Höhepunkte. Mose wurde die Erfahrung, das Gotteswort an einem erhabenen Ort von Gott selbst empfangen zu haben, also ein *matan torah*, eine Torah-Verleihung, zuteil. Dieses Ereignis wurde für die Jesus-Lehre bekanntlich im Pfingstereignis, das in Jerusalem am Gedenktag der Torah-Verleihung, am Shavuot(Wochen)-Fest stattfand, an den Aposteln neu inszeniert. Die Apostel erfahren eine sprachliche Ermächtigung, sie sprechen in Glossolalie, in einem inspirierten, die Nationalsprachen transzendierenden Idiom. Auch für Muhammads Bewusstsein steht eine solche sprachliche Ermächtigung fest. In Sure 17:88 heißt es: „Selbst wenn sich die Engel/Dämonen (gemeint sind die aus dem ersten Henochbuch bekannten himmlischen Wissensträger) zusammäteten, sie könnten eine „Lesung“ (*qur'an*) wie diese nicht hervorbringen!“. Dieses triumphale Bewusstsein dürfte sich auf ein in seiner Vita einzigartiges Erlebnis des Propheten, seine Gottesbegegnung in Jerusalem, gründen.

Denn nicht nur in die Karriere Moses und später der Apostel, auch in diejenige Muhammads fällt ein erkennbarer Höhepunkt des Offenbarungsprozesses. Ihm wird wie Mose eine Gottesbegegnung an einem herausgehobenen Ort – unter Empfang von Lehre - zuteil. Dazu wird er in einer visionären Entrückung in das – in der Spätantike zwischen irdischer und himmlischer Ortslage oszillierende - Jerusalem versetzt, wo ihm (nach einer überzeugenden Deutung der einschlägigen Sure 17) auch die zehn Gebote eingegeben werden. Diese Entrückungserfahrung verbindet ihn also mit dem Gesetzesempfänger Mose, sie verbindet ihn aber zugleich auch mit dem Ekstatiker Mose, der bei seinem Aufenthalt am Sinai Gott schauen durfte. Es ist die letztere Mose-Ähnlichkeit, die Auszeichnung mit einer ekstatischen Erfahrung, die für das Denken der Spätantike besonders zählt. Ein einziger Koranvers spricht von diesem Erlebnis des Propheten, deutet es aber mehr an, als dass er es entfaltet: Es heißt in Q 17:1:

Gepriesen sei, der seinen Diener nachts ausziehen ließ
Von der Heiligen Gebetsstätte (in Mekka) zur fernen Gebetsstätte,
die wir ringsum gesegnet haben (d.h. Jerusalem),
damit wir ihm von unseren Zeichen zeigen,
Er ist der Hörende, der Sehende.

Der kurze Hymnus, der von einer nächtlichen Entrückung des Propheten spricht, bei der ihm göttliche „Zeichen“ zuteilwerden, schreibt sich in die lange israelitische Tradition von visionären Gottesbegegnungen ein – man denke an Ezechiel, aber auch Henoch und an einzelne Rabbinen - wenn auch nicht mehr von einer physischen Gottesschau wie bei Mose die Rede ist, nicht einmal mehr von einer Begegnung mit einzelnen Schriftpropheten wie bei Jesu Transfiguration auf dem Berg Tabor, wo er sich von Mose und Elia umgeben fand. Vielmehr scheint die Begegnung bereits „entmythisiert“, sublimer zu einer Schau von Zeichen. Aber es ist noch immer ein herausgehobener, heiliger Ort, zu dem der Prophet geheimnisvoll versetzt wird: Jerusalem, kenntlich gemacht als „im Heiligen Land gelegen“ („das wir ringsum gesegnet haben“). Es ist von hier, dass er – wie Mose vom Sinai – die 10 Gebote mitbringt, die wenige Verse weiter in derselben Sure 17 (Verse 22-39) mitgeteilt werden.

Wenn dieser Zeichen- und Gesetzesempfang so viel weniger dramatisch, nur durch einen einzigen Vers, mehr angedeutet als dargestellt wird, so ist das dem Geist der Zeit zu verdanken: Was den Koran als eine spätantike Schrift erkennbar macht, ist gerade sein Verzicht auf eine dramatische Einbettung der Ereignisse, dafür seine Insistenz auf ihrer Auswirkung: der Etablierung des „Wortes“ als eines Instruments der Verwandlung der Welt, eines „(Wort-)Zaubers“, arab. *sīhr al-bayan*. Dieser Zauber ist keine Erfindung. Die ungläubigen Hörer Muhammads bezichtigten ihn immer wieder, sie zu manipulieren, sie benutzen dazu das Wort „verzaubern“. Was sie so irritiert, ist seine Verwandlung der empirischen Welt in eine „Sinnwelt“, die Verzauberung der ephemeren Realität durch ihre Einbettung in ein signifikantes Vorher, die Schöpfungszeit, und ein signifikantes Nachher, die Endzeit.

Diese Verzauberung der Welt ist lange Zeit umstritten. Sie setzt sich aber gegen alle Widerstände schließlich durch, denn der Koran ist durch und durch eine „anagogische“, über sich selbst hinausweisende Schrift. Was aber das Wichtigste ist: Die neue Sicht auf die Welt, die nun in eine dereinstige Ewigkeit einmündet, verleiht auch dem Menschen einen neuen Status: Er genießt nun „ein doppeltes Bürgerrecht“, nämlich im Diesseits *und* im Jenseits. Das Wort „Mensch“ *īnsan* - am Anfang der Verkündigung oft im abwertenden Sinn im Hinblick auf die Mangelhaftigkeit des Menschen gebraucht - wird ab einer bestimmten Phase vermieden. An seine Stelle tritt das biblisch geprägte „`alami“, „Angehöriger der beiden Welten“. (Das Wort ist eine Neubildung, der das jüdisch-christlich mehrdeutige Wort für Welt/Ewigkeit, *`olam*, arabisch *`alam*, zugrundeliegt). Dieses Privileg der „doppelten Bürgerschaft“ unterscheidet sich zwar von dem Kind-Vater-Verhältnis zu Gott, das dem christlichen Vaterunser seine besondere Prägung gibt, steht ihm aber an Intimität wenig nach. Denn Gott selbst ist der „Herr der Angehörigen der beiden Welten“, *rabb al-`alamin*. Er teilt mit den Menschen seine doppelte Beziehung, die zum Hier und zum Dort. Diese Selbstwahrnehmung als `alami, Plural: `alamin, „Weltenbürger“, ist prägend für das Selbstverständnis der Muslime, die während ihres Erdenlebens gewissermaßen „mit einem Bein schon im Jenseits stehen“. Diese tröstende Gewissheit ist einer der wichtigsten Indikatoren der koranischen Verzauberung der Welt – einer Verzauberung, die von den gläubigen Anhängern des Propheten als wichtigster Ausdruck göttlicher Barmherzigkeit empfunden wird. Der Gedanke findet besonders deutlich im muslimischen Stammgebet, der *Fatiha*, Sure 1, Ausdruck, wo es heißt:

„Lob sei Gott, dem Herrn der Welten (wörtlich: der Angehörigen der beiden Welten),
dem barmherzigen Erbarmer (*al-Rahman*),
dem König des Gerichtstags,
Dir dienen wir, dich rufen wir um Hilfe an.
Führe uns den rechten Weg,
den Weg derer, denen du Huld erwiesen hast,
nicht derer, denen du zürnst,
noch derer, die irregehen.“

Der Name Gottes als der „Erbarmer“, *al-Rahman*, der mit den Menschen seine Welten teilt, beherrscht aber nicht nur das Stammgebet des Islam, er steht auch schon ganz am Anfang des Korantextes, der mit der Formel eingeleitet ist „Im Namen Gottes, des barmherzigen Erbarmers“, einer Formel, die dann vor jeder einzelnen Sure wiederholt wird. Barmherzigkeit ist also die Codierung des Koran.

Nun weiß man, dass auch die beiden anderen Religionen durch eine Phase der „Verzauberung der Welt“ hindurchgegangen sind, das Johannes-Evangelium selbst ist ein beredtes Zeugnis dafür. Max Weber, dem die Bezeichnung „Verzauberung der Welt“ zu verdanken ist, hat uns aber auch die Augen dafür geöffnet, dass im Christentum in der Moderne eine „Entzauberung“ eingetreten ist, d.h. dass für sie die transzendente Einbettung von der Welt abgefallen ist, dass einst erhaben erachtete Glaubensinhalte ihrer spirituellen Dimension entkleidet sind und „literal“, wörtlich genommen ihren Zauber verloren haben: dass sie inzwischen gewissermaßen „geerdet“ worden sind. In der Neuzeit zählt die empirische Wirklichkeit: „Im Anfang war die Tat“! Der „Schleier“ des Wortes ist zerrissen.

Nach dem Gesagten könnte es nun so erscheinen, als sei der Islam einfach „zurückgeblieben“, als sei es eine Frage der Zeit, wann auch diese Religionskultur sich ganz der „unverhüllten“, entzauberten Wirklichkeit ergeben wird. Diese Prognose ist aber nicht zwingend. In einer Zeit der Globalisierung entsteht – so ist zu hoffen – auch neuer Raum für verschiedene Weltbilder. Vorläufig allerdings scheint es, als liege gerade hier, in dem Bewusstsein der Doppelbürgerschaft im Hier und im Jenseits, das nur noch im Islam erhalten ist, während es die modernen Religionskulturen längst aufgegeben haben, der Schlüssel zur Erklärung unserer Verschiedenheit, unseres je eigenen Verhältnisses zu Gott und Welt.